Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 16 (2009)
Heft: 177

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

OH, DIESE ARMEN NAZIS!

«Kälte, Hunger, Heimweh» heisst die Ausstellung über Deutsche in sowjetischer Kriegsgefangenschaft im Historischen Museum St.Gallen. Es kommen auch Schweizer Nazis zur Sprache. Dieses heikle Thema wird gründlich verfehlt. von Ralph Hug

Nazis in sowjetischer Kriegsgefangenschaft.

Wenn ein Lehrer private Familienforschung betreibt, ist nichts dagegen einzuwenden. Wenn daraus aber eine Ausstellung fürs breite Publikum wird, braucht es mehr, sonst ist der Absturz programmiert. Diesen Eindruck gewinnt man in der Schau «Kälte, Hunger, Heimweh. In sowjetischer Kriesgefangenschaft 1941–1956», die derzeit im Historischen Museum St.Gallen zu sehen ist und bis in den Sommer dauert. Sie geht auf Nachforschungen von Andy Prinzing, Präsident des Stadtsanktgaller Lehrerverbands und Schulleiter im Engelwies, zurück. Sein Vater wuchs als Auslandschweizer in Deutschland auf. Im Zweiten Weltkrieg trat er freiwillig der Wehrmacht bei und kam an die Ostfront. Er geriet zusammen mit Millionen von anderen Soldaten bei dem grössenwahnsinnigen Angriff der Hitlerarmee auf die Sowjetunion im Sommer 1941 in russische Kriegsgefangenschaft.

Die Ausstellung thematisiert anhand Prizings Vater Robert und anderen Zeugen sowie mittels Exponaten wie Wollkleidern, Filzschuhen und Schnitzwerk den Lageralltag, der durch Entbehrungen, aber auch Überlebenswillen und Solidarität gekennzeichnet war. So weit, so gut. Unvermittelt wird nun aber auch das Schicksal jener mindestens 870 Schweizer erwähnt, die während des Zweiten Weltkriegs nach Hitlerdeutschland überliefen und sich dort der Waffen-SS anschlossen. Die verharmlosend-unpolitische Weise, in der dies geschieht, lässt einen die Augen reiben. Tatsache ist, dass es bei diesen Freiwilligen in der Mehrzahl um überzeugte Nazis handelte, die den Nationalsozialismus als das Regime der Zukunft ansahen und Hitler als dessen Führer verehrten.

Hauptsache verschweigen

Der Historiker Peter Mertens, der als einer der wenigen dieses Phänomen erforscht hat, stellt fest, dass diese Freiwilligen «in der Regel überzeugte Nationalsozialisten waren». Unter ihnen gab es einen hohen Anteil von Offizieren. Mit ihrer Nazi-Überzeugung passten sie gut ins SS-Führerkorps. Eine bedingungslose Ergebenheit zur braunen Bewegung war Voraussetzung für die Aufnahme in diese Elitetruppe. Hitler hatte die SS bekanntlich geschaffen, weil er den Offizieren der Wehrmacht politisch nicht traute. Die Mordtruppe war eine wesentliche Stütze des NS-Regimes und verrichtete einen grossen Teil der «Schmutzarbeit», sowohl bei der Repression gegen innen wie auch bei der Judenverfolgung.

Wie aber kommen solche Überzeugungstäter nun in der Ausstellung daher? Der erste Satz, den man über die Motive dieser eidgenössischen Nazis im Begleittext liest, lautet so: «Die Motivation zum widerrechtlichen Eintritt in den fremden Kriegsdienst war nicht ausschliesslich von der Sympathie für den Nationalsozialismus beeinflusst.» Ein Satz, der den Hauptakzent auf eine Nebensache legt und die Hauptsache verschweigt statt benennt. Es ist klar, dass bei jedem Freiwilligen ein Bündel von individuellen Gründen für den Übertritt ins Dritte Reich ausschlaggebend war. Das konnten neben persönlichen und familiären Gründen auch Arbeitssuche, Abenteuerlust oder Flucht vor privaten Problemen sein. Die Hauptsache aber war in den überwiegenden Fällen eine politische Affinität zum NS-System – sonst wären diese Personen nicht nach Deutschland gegangen, sondern in die Fremdenlegion, oder sie hätten sich dem antifaschistischen Widerstand angeschlossen. Indem die Ausstellung solche Fakten nicht benennt, sondern sich auf Nebensächlichkeiten konzentriert, trägt sie zur Entpolitisierung, zur Verharmlosung und Verzerrung der historischen Fakten bei.

Über die Gründe lässt sich nur spekulieren. Ist es die Rücksichtnahme auf Robert Prinzing, dessen Dokumente in der Ausstellung zu sehen sind und aus denen nicht ganz klar wird, weshalb er sich überhaupt der Wehrmacht anschloss und wie er politisch zum Hitlerregime stand? Oder ist es politische Blindheit, ein Unvermögen, den historischen Kontext richtig herzustellen? Oder beides? Wohl mangelt es der Ausstellung generell an kritischer Urteilskraft. Darauf verweisen Anmerkungen wie folgende: «Der Grenzübertritt darf nicht als Widerspruch gegen die Heimat- und Fahnentreue verstanden werden.» Abgesehen davon, dass Begriffe wie «Fahnentreue» und «Heimattreue» nur als zeitgenössische zu verwenden sind und als eigenständige in einem modernen historischen Diskurs nicht mehr vorkommen, wird hier der Eindruck erweckt, als müsse man die Nazi-Freiwilligen, von denen ein Teil in den vierziger Jahre wegen Landesverrats von den Schweizer Gerichten abgeurteilt wurde, noch nachträglich in Schutz nehmen.

Fragwürdige Grundlagen

Es passt zur positivistischen Akribie der Ausstellung, die beflissen Fakten über Gefangene, Urteile, SS-Einteilungen und Lager auflistet, dass die wesentliche Substanz der Sache, nämlich der Nationalsozialismus und seine millionenfache Vernichtungspolitik, in den Hintergrund rückt und bis zur Unkenntlichkeit verschwimmt. Bezeichnenderweise kommt das Wort «Nazi» in der Schau kaum vor, auch Hitler und sein millionenfacher Mord an den Juden wird praktisch nicht erwähnt. So wird das Publikum im Glauben gelassen, die Mehrzahl der helvetischen Nazis sei aus purer Freude am Militär oder anderen banalen Gründen über den Rhein

gezogen. Diese unverzeihliche Dekontextualisierung hat die Ausstellung zu Recht als «Nazi-Ausstellung» in Misskredit gebracht. Wobei noch zu sagen wäre, dass es Westschweizer Medien waren, die diese Vorbehalte vorbrachten, während in den Deutschschweizer Blättern kaum Kritisches zu lesen war.

Ebenfalls zum Charakter dieser von Nathalie Zellweger-Bodenmüller kuratierten Ausstellung passt, dass sie sich auf fragwürdige Grundlagen stützt. Es sind dies hauptsächlich die Forschungen von Vinzenz Oertle über die Schweizer Nazi-Freiwilligen. Seitenweise wird aus seinem Buch «Schweizer Freiwillige an deutscher Seite 1939–1945» herauskopiert, als ob dies genügen würde, um die Zusammenhänge herzustellen. Oertle gilt in Fachkreisen wegen seiner unkritisch-affirmativen Haltung als Autor, dem nur mit Vorbehalten zu begegnen ist. Das Interesse dieses Autors, der etliche Leihgaben beigesteuert hat, galt ursprünglich den Fremdenlegionären. Die politische Dimension der Nazi-Freiwilligen entgeht ihm weitgehend, und er stellt diese in seinen Veröffentlichungen häufig so dar, als wären sie bloss Militärfans und nicht überzeugte Faschisten gewesen. Diese entpolitisierend-romantische Sicht findet in der Ausstellung ihre Entsprechung in den Exponaten, die – wiederum ohne jede kritische Einbettung – wie Nazi-Devotionalien dargeboten werden.

Umgekehrt findet man nirgends einen Hinweis auf die seriöse Forschung zum Thema. Der erwähnte Peter Mertens bleibt unerwähnt, und man sucht seinen Aufsatz «Schweizerische Freiwillige in der deutschen Wehrmacht und der Waffen-SS 1938–1945» auf dem Büchertisch zur Ausstellung vergebens. Die Verbindung von helvetischen Nazi-Freiwilligen mit dem Schicksal von deutschen Wehrmachtsangehörigen, die beim Russlandfeldzug in Gefangenschaft gerieten und dann ein entbehrungsreiches Dasein in sibirischen Lagern fristeten, führt nun dazu, dass aus Tätern plötzlich bedauernswerte Opfer werden. Die Besucherinnen und Besucher der Ausstellung fühlen Mitleid mit den armen Gefangenen, die an Hunger, Kälte und Heimweh litten, und sie bewundern ihre Überlebenskunst. Dadurch werden alte antikommunistische Reflexe gegenüber den «bösen» Russen geweckt. Die derart erzeugte Gefühlslage lässt sich in einem Satz zusammenfassen: Oh, diese armen Nazis in der grausamen Knechtschaft böser Russen! – Verkehrte Welt.

> Man fragt sich, wie ein derartiges Geschichtsverständnis Jahre nach Meienberg, Bergier und Flüchtlingsdebatte noch möglich ist.

Antikommunistisches Weltbild

Zu dieser fatalen Dekontextualisierung passt der etwas hilflose Versuch der Ausstellung, Geschichte durch Gestaltung und Event erlebbar zu machen. Vor dem Museum steht ein hölzerner Wachturm, der Eingang zur Schau ist mit Holzverschlägen drapiert, um den Eintritt in eine dunkle Baracke zu simulieren. Eine Fototapete des Originalschauplatzes zeigt Bäume und Wiesen, konterkariert mit zeitgenössischen Fotos des Lagers. Doch auch dieses Bemühen droht im Oberflächlichen zu verkommen. Alles wirkt dürftig, mager und auch etwas billig. Und auch hier drückt ein gehöriges Mass an politischer Blindheit durch. Sie gipfelte in der fast schon zynisch anmutenden Geschmacklosigkeit, als den Gästen an der Vernissage Borschtsch aus der Konserve mit Holzlöffeln serviert wurde, um sie aufs russische KZ einzustimmen.

Fazit: Eine Ausstellung, die dem heiklen Thema in keiner Weise gerecht wird. Die Schulklassen, die nun durchgeschleust werden, erhalten keine valable Aufklärung über die Kriegsvergangenheit. Am Ende der Ausstellung fragt man sich, wie ein derartiges Geschichtsverständnis Jahre nach Meienberg, Bergier und Flüchtlingsdebatte noch möglich ist. Und wieso der Stadtpräsident diese Ausstellung mit einer Eröffnungsrede ohne kritischen Einwand beehrt hat. Wohl nicht zufällig treffen sich an den Begleitveranstaltungen vorwiegend ältere Semester, die sich gegenseitig in ihrem antikommunistischen Weltbild zu bestätigen scheinen. Jede Schau hat das Publikum, das sie verdient.

Historisches und Völkerkundemuseum St.Gallen.
Bis 13. September. Öffnungszeiten: Di bis So 10–17 Uhr.
Mehr Infos: www.hmsg.ch

BACH IM WOHNZIMMER

Erstmals auf DVD: Gesamtes Vokalwerk Ausgabe 1
Kantaten BWV 33, 36, 38, 48, 60, 132, 172, 182, 185.
Informationen und Bestellung unter **bachstiftung.ch**
oder Telefonnummer 071 242 58 58.

J. S. Bach-Stiftung
St.Gallen

VIEGENER OPTIK

Schmiedgasse 35, CH-9001 St.Gallen, Gratistelefon 0800 82 11 44
www.viegener.ch, e-mail: info@viegener.ch

BARATELLA
Franco Marchesoni

Täglich frische, hausgemachte
Eier-Nudeln, Spinat-Nudeln, Spaghettini,
Lasagne und Ravioli

Unterer Graben 20, St.Gallen, Telefon 071 222 60 33

Metzgergass 26
9000 St.Galle

MEISTERSTÜCK

PHILIPP HOSTETTLER

Illustration: Rahel Eisenring

Was macht die Faszination von Orten aus, warum fesseln und berühren uns bestimmte Plätze, Städte, Wälder und Berge – lassen uns aber andere wiederum völlig kalt?

Philipp Hostettler ist Architekt und definiert aus Passion und um stimmige Bauten errichten zu können, Ortsqualitäten. Er bestimmt sie mit Hilfe geomantischer Kriterien. Geomantie? «Wie Mensch, Tier und Pflanze haben auch Orte einen Energiehaushalt, dessen Pegel hoch oder niedrig sein kann. Dem geomantisch Planenden liegt daran, Energieströme auszumachen und sie in die Gestaltung des Lebensraumes einzubeziehen», versucht Hostettler einer Laiin wie mir den Begriff zu erklären. «Es gibt Orte der Kraft, an denen eine aussergewöhnliche Bündelung von Energien und speziellen Qualitäten auftritt, andererseits aber auch Orte, die energetisch unterversorgt sind und deshalb von Menschen intuitiv gemieden werden.»

Philipp Hostettler will dem Dahinterliegenden, Unsichtbaren, dem Fühl- und Wahrnehmbaren auf die Spur kommen. So sei die Geomantie ein altes Kulturgut, das über Jahrtausende in jeglichen Hochkulturen bei der Ortswahl und beim Bauen angewandt worden sei. Die Landschaft sei als materiell-seelisch-geistige Einheit gesehen und erfahren worden.

Wie überall finden sich auch in St.Gallen Orte mit unausgeglichener Energie. Philipp Hostettler zeigt mir einen. Er liegt am östlichen Ende des Bahnhofs St.Fiden, bei der Brücke Spinnereistrasse. Stechen im Nacken, Zuschnüren der Kehle, subtile Stressgefühle und weitere Körpersignale sind den Fühligen Anzeichen für solche «Energielöcher».

Bei der Ortsanalyse nicht unbeachtet zu lassen sei die Tatsache, dass sich an dieser Brücke vor rund zehn Jahren der ungeklärte Selbstmord eines jungen Mannes ereignet habe. Doch was war zuerst da, das tragische Ereignis oder die geschwächte Ortsenergie? Hostettler lässt die drängende Frage offen: «Es ist möglich, dass dieser Ort auf eine Art traumatisiert ist.» Die Skepsis, die solchen Aussagen oft entgegengebracht wird, ist ihm wohlbekannt: «Heutige Wissenschaftler belächeln dies noch immer, obschon sie sich in keiner Weise mit den weitreichenden Phänomenen beschäftigt habe.» Ausnahmen gebe es. So hätten Blindstudien namhafter Forscher gezeigt, dass mittels biophysikalischer Messungen bei sehr vielen Personen Reaktionen auf geomantische Bereiche feststellbar sind. Egal, ob dies die Testenden für möglich hielten oder nicht.

Seine Erkenntnisse und Wissensbeschaffung in vorsichtigen Hypothesen und vielen Fragestellungen auszudrücken, ist mit Philipp Hostettlers Werdegang verknüpft. So schlug er nicht den üblichen Weg des Architekturstudiums ein, sondern liess sich von seiner Neugierde leiten: «Tagsüber führte ich Projekte durch, an den Abenden erarbeitete ich mir das theoretische Rüstzeug für den Architektenberuf. So habe ich mir die Freiheit des Denkens bewahren können.» **Rahel Landolt**

DAS ENDE EINES AUFBRUCHS

Zur Auflösung der Galluskantorei St.Gallen

Zurzeit läuft die Diskussion um die katholische Kirche und den Vatikan wieder auf Hochtouren. «Wichtige Fragen, aber irgendwie weit weg», denkt man. Die Auflösung eines St.Galler Kirchenchors holt sie ins Ostschweizer Hier und Jetzt. «Als wir die Galluskantorei 1973 gründeten, geschah das in einer Zeit des kirchlichen Aufbruchs», sagt Jost Nussbaumer, Initiator und Leiter des Chors. «Die Auflösung widerspiegelt das heutige kirchliche Klima.»

Im Gespräch mit dem St.Galler Musiker spürt man noch heute etwas von jener Aufbruchsstimmung, einer Folge des Zweiten Vatikanischen Konzils von 1962 bis 1965. Nussbaumer nennt Stichworte wie «mündige Christen», «Toleranz» und «Ökumene». Hinzu kam die Umstellung auf die deutsche Sprache in der Liturgie. Damit wurde für den Gottesdienst die ganze nichtkatholische Kirchenmusik offiziell zugänglich: Schütz, Bach, Mendelssohn ... Der traditionelle Kirchenchor konnte nach Meinung Nussbaumers allerdings nicht mehr Träger der musikalischen Aktivität sein: «Diese Chöre waren innerhalb der Pfarreien die Stosstrupps, die nach Leitung und Lenkung des Pfarrers funktionierten.» Jost Nussbaumer schwebte ein anderes Modell vor: ein autonomer, offener und konfessionell freier Chor, der Freude an geistlicher Musik hat, für hohe Qualität einsteht und zusammen mit dem Pfarrer kreative Formen der Liturgie entwickelt.

Zur Heimat der Galluskantorei wurde die 1969 gegründete Pfarrei Rotmonten. Im dortigen Pfarrer Alfred Meier fand Jost Nussbaumer einen Gleichgesinnten, mit dem er seine Vorstellungen verwirklichen konnte. Viele Einfälle kamen von Pfarrer Meier: «Ich hätte da eine Idee. Gibt es dazu Musik?» Mit ihrem hohen Kunstanspruch brauchte die Galluskantorei allerdings viel Zeit für Proben. Damit konnte sie in der eigenen Kirche nur noch fünf bis acht Mal pro Jahr auftreten. Als Kantor füllte Nussbaumer die Lücken damit, dass er für die Kirchenmusik in seiner Pfarrgemeinde zusätzliche Ensembles, Gruppen und Solisten beizog. Umgekehrt trat die Galluskantorei auch in anderen Kirchen auf und realisierte Projekte mit anderen Musikern und Chören. «Wir haben in der Region sicher eine gewisse Pionierarbeit geleistet», meint Nussbaumer rückblickend. Die Finanzierung dieser Aktivitäten wurde zu einem grossen Teil durch Sponsoren gedeckt.

1996 wurde Alfred Meier pensioniert. Mit seiner Nachfolgerin Ursula Baumgartner konnte die Galluskantorei ihre Arbeit im gleichen Sinn und Geist weiterführen. Als 2006 auch sie pensioniert wurde, begannen die Probleme. Die Zusammenarbeit mit der neuen Pfarreileiterin Regina Moscato gestaltete sich schwierig. Zudem sorgte deren Führungsstil allgemein für Diskussionen. Und die Kirchbehörden, so Jost Nussbaumer, sahen keinen Grund zum Einschreiten. Am 13. Mai 2008 wurde die Pfarreileiterin dann fristlos entlassen und hinterliess eine gespaltene Pfarrei. In der Folge wurde auch die Galluskantorei in Frage gestellt. Die Details sind – das gilt für die ganze Geschichte – kompliziert. Die Verhandlungen mit der Kirchgemeinde jedenfalls scheiterten. Diese verlangte, dass der Chor in der Rotmontner Kirche pro Jahr zwölf Auftritte absolviere und zum rein katholischen «Kirchenchor St.Peter und Paul» werde. Jost Nussbaumer fand das eine künstlerisch nicht vertretbar, das andere menschlich nicht. Der Chor – 35 Mitglieder aus Stadt und Region – erklärte sich mit ihm solidarisch, und so beschloss man, sich selbst aufzulösen. «Weitergemacht», sagt Jost Nussbaumer, «hätten wir alle gern. Doch es ging nicht mehr.» **Peter Müller**

OUT OF THE DARK (INTO THE LIGHT)

Die Musik wird abgedreht. Wir steigen aus dem Wagen. Berge, Nebel und Stille, knallende, absolute Bergstille. Wir vertreten uns die Beine und gehen langsam über den leeren Parkplatz zum Imbissstand und zu den Chromstahltoiletten. Durch die glänzenden Wände hören wir uns gegenseitig auf Stahl plätschern. Paradoxerweise ist es in dieser Atmosphäre beruhigend, beim anderen mitzulauschen. Ein wenig Mensch zu hören. Hinter den Toiletten donnern Lastwagen auf den Strassen, die der San Bernardino wenige Meter später verschluckt. Wir bestellen Cheeseburger. Bald verschwinden auch wir im Tunnel. Auf der Suche nach alternativen Lebensentwürfen begehen wir nicht den ausgetretenen Pfad über Afghanistan nach Katmandu, sondern fahren über die sich mantrisch wiederholenden Module der Autobahn, in eine der weltgrössten spirituellen Kommunen, nach Italien.

A5 von Turin, Ausfahrt Ivrea. Die schmale Strasse kriecht von der verschachtelten Stadt in die karge Szenerie des Piemont. In der Ferne sieht man die gleichmässigen Schneekuppen der spitzen Berge. «Federazione di Damanhur» steht auf einem scharf nach rechts zeigenden Schild. Tempo drosseln, Lenkrad rumreissen, der Wagen schwenkt in eine Waldstrasse. L. rückt sich die Sonnenbrille gerade, hält sich am Griff fest und faustet sich nervös eine letzte Zigarette in den Mund. Hinter den Felsen öffnet sich das Valchiusella, und wir erblicken die perfekt geschnittenen Hecken der Gemeinschaft. «Welcome to Damanhur» steht auf einer bunten Tafel. Daneben klebt eine durchgestrichene Zigarette. Das Eisentor zuckt, schiebt sich langsam zur Seite, und jemand winkt uns von einem verspiegelten Häuschen aus herein.

***

Eine Verantwortliche begleitet uns auf die Gästehauszimmer und zeigt uns Bad und Duschen. Beissender Putzmittelgeruch steigt in die Nase. Im Gang hängen Bilder von Menschen, die in weissen Gewändern in die Grossformatkamera winken. Katzen schmiegen sich an unsere Beine. Die kleine Frau legt zuerst die Fingerkuppen und dann die ganzen Handflächen vor der Brust aneinander und sagt leise: «Con Voi» (Mit Euch).

Um uns Übersicht vom Hauptort Damil zu verschaffen, klettern wir hundert Meter vom Haupttor entfernt die Böschung hoch. Mühsam auf einer Anhöhe angelangt, schauen wir über die braunen, wie künstlich aufgeschütteten Hügel. Zu unseren Füssen liegt umzäunt und in den Hang gebettet Damanhur, die Stadt des Lichts. Monolithen und spiralförmig ausgelegte Steine glitzern in der Abendsonne. Wie die Katholiken ihre Heiligen in den Bleiglasfenstern, so verewigen sich die Damanhurianer gerne selbst auf ihren Hauswänden. Wir lächeln hier oben ebenso verklärt wie sie dort unten. Jetzt spüren wir die Kommunenromantik. L. fotografiert. Die Esoterik-Ikonographie besteht zu 40% aus dem Stil «mythisches Atlantis», aus 20% Maya-Stil, 15% Disney, 10% römisch, 8% Memphis-Milano, 6% Gotik und 1% Bauhaus. Von hinten erreicht uns plötzlich ein harsches «Buongiorno!». Drei Hünen in muskelgespannten Leibchen prüfen unsere Besucherausweise. Einer funkt. In gebrochenem Englisch sagt er: «I thought you were others», dreht sich, klettert den anderen nach und verschwindet schliesslich hinter dem Vorsprung.

Im Gästehausbistro trinken wir zur Beruhigung einen guten Espresso und fahren dann auf der Bergstrasse hinter schnellen Kleinwagen ins Konferenzzentrum. Dort angekommen, setzen wir uns an die Via Meditazione. Die Wände sind wie in Starbucks-Kaffeehäusern in rostigen Rot- und pastellenen Gelbtönen gestrichen. Hinter uns flimmert und summt die Neonschrift des Biosupermarkts. An der Bar sagt eine Poncho und Crocs tragende Frau «Pronto» in ihren Blackberry und streicht sich fahrig durch die langen grauen Haare. Die Damanhurianer nippen an bunten alkoholischen Mischgetränken, zu denen Kartoffelchips gereicht werden, jeder bekommt ein Schälchen. Sie scheinen sich den Spagat zwischen Spirituosen und Spiritualität zuzutrauen.

***

Im Shop zeigt uns Lucerta, eine Deutsche, wie Pflanzen musizieren. Sie schaltet eine Apparatur ein, in die an den Blättern befestigte Kabel münden. Das Gerät wandle die Pflanzensignale in Midisignale um, die dann wiederum auf dem angeschlossenen Synthesizer Klänge erzeugten. Die Pflanze spielt die Tonleiter rauf und runter. Sie sei noch dabei, sich einzuspielen. Lucerta: «Wenn eine drückende Atmosphäre herrscht, sind die Pflanzen nicht gewillt, zu spielen. An einem Konzert kamen einmal fünf schwarz gekleidete Leute rein, und sie haben gleich aufgehört zu spielen. Das waren so Typen, so deprimierte Personen, die keine gute Luft in den Raum brachten, sogar nach Rauch stanken und so weiter. Rauch mögen die Pflanzen auch nicht. Und dann hören sie auf.» Ich: «Aber Pflanzen mögen doch CO_2?» Lucerta (ihr Blick schweift auf meinen schwarzen Schal und die dunkle Jacke): «Zigarettenrauch nicht. Und ausserdem stehen sie ja in einer Symbiosebeziehung zu uns.» L. wedelt mit der Hand, und wir denken beide möglichst optimistisch. Es tut sich nichts. Nach einiger Zeit leuchtet ein weiteres Lämpchen am Gerät und ein Ton tanzt aus der Reihe. Ein junger Mann mit auf den Seiten abrasierten dunklen Dreadlocks tritt hinter uns vom rechten auf den linken Fuss. Er legt den Kopf in den Nacken und seine Augen schliessen sich langsam. Nach einigen Minuten fragt er Lucerta, ob man dieses Gerät kaufen könne, er sei sehr daran interessiert. Es koste 480 Euro, sagt sie. Er zeigt sich über den Preis zuerst ein wenig irritiert, dann aber wieder sehr kaufinteressiert und nickt sanft.

***

Im Vorraum des Vortragssaals befindet sich eine Galerie, in der der spirituelle Führer Falco Bilder ausstellt. Leuchtfarben und viele Spiralen; die Bildästhetik erinnert an Psychedelic-Trance-Plattencover und die Fernsehserie Stargate. Der frühere Versicherungsagent und Hobbypilot male jeweils einige Bilder vor dem Frühstück. Der Konferenzsaal sieht aus wie eine bestuhlte Turnhalle mit Videokameras an der Decke. Die beiden vordersten Reihen sind für die Einheimischen reserviert. Auf dem Podium zeigt eine schöne, zierliche Frau Dias von Mikroskopen und DNA-Analysegeräten, mit deren Hilfe sie in Zukunft Fleischprodukte wie Hamburger in vitro herzustellen gedenkt. Dann begrüsst Falco die Anwesenden durch ein am Ohr befestigtes Call-Center-Mikrofon mit «Con Voi». Als Einstieg ein kleines Witzchen, ein Insider, und dann blitzt er mit stechenden Augen ins Publikum. Riesengelächter,

Bild: Luca Beeler

Die Damanhuianer sind konzentriert freundlich, selten herzlich.

grosses Begrüssungstheater – Falco besitzt durchaus Entertainerqualitäten. Ein Talkmaster reicht das Mikrofon an die Mitbürger: Ob sie sich mit Fremden über ihre Probleme unterhalten sollten, fragt einer. Falco antwortet viel und sagt im Grunde genommen: «Nein». Weiter erklärt er, dass man Geduld mit seinen Mitbrüdern haben müsse, aber wenn sie es nicht schafften, ihre Kanten abzurunden und sich zum kollektiven Individuum zu wandeln, müsse man sich von ihnen abwenden. Sie seien «auf dem Weg gescheitert». Aus dem Übersetzungsgerät klingt es dogmatischer als bei Falco, die Aussage ist aber die gleiche. Die Protokollantin schreibt gross «Gentilezza» (Freundlichkeit) auf die Wandtafel. Das sei das Amalgam, das die Kommune zusammenhalte, erklärt Falco. Die konzentrierte Freundlichkeit, selten herzlich, haben wir schon kennengelernt. Unser Stuhlnachbar, ein dünner Mann mittleren Alters mit halblangen Haaren und Nickelbrille, hält eine laminierte Kartontafel in der rechten Hand und fährt darauf mit dem linken Zeigefinger gebannt ein Konzentrationslabyrinth ab. Irgendwann sagt Falco gelangweilt, dass es nun genug sei, und die «Serata con Falco» ist zu Ende. Es hallt nach, bis alles dumpf ist. Wir gehören zu den «anderen» – das ist nicht unser Utopia. Wieder im Wagen, fragen wir uns, was wir hier machen und wie wir die nächsten sechs Tage aushalten. L. zitiert mit leerem Blick Céline: «Reisen ist der Drehschwindel für Feiglinge.» Wir lachen, und dann fahren wir rückwärts in einen uns zuparkenden weissen Fiat 500. Es knallt wieder, diesmal hell und klar. Als wir aussteigen, sehen wir die eingedrückte Seitentür und den noch vom Aufprall pendelnden Damanhur-Wimpel am Rückspiegel.

Andreas Koller, 1983, kommt aus Niederteufen und studiert Postindustrial-Design in Basel.